

# Rezensionen

**Iuditha Balint u. a. (Hg.):  
Opus und labor.  
Arbeit in autobiographischen und  
biographischen Erzählungen**

*Essen, Klartext Verlag 2018  
(324 S., 7 s/w Abb.,  
ISBN 978-3-8375-1562-6), 26,95 €  
(Schriften des Fritz-Hüser-Instituts,  
Bd. 31)*

Für die Geschichte industrieller Arbeit und die Gegenwart einer postindustriellen Gesellschaft sind autobiografische Zeugnisse von besonderem Wert. Als Alternative zu den auf Archivquellen beruhenden „harten“ Fakten stellen sie, ähnlich wie die gegenwärtig in der Geschichtswissenschaft wieder hoch gehandelte Oral History, eine Möglichkeit dar, persönliche Sichtweisen bzw. die Perspektive der jeweils Betroffenen zu behandeln.

So betrachtet ist der Titel des vorliegenden Bandes durchaus missverständlich. Denn wer einen Band über die historischen und zeitgenössischen Arbeitswelten im Spiegel autobiographischen Erzählens erwartet, wird nur bedingt fündig. Vielmehr sind hier zahlreiche Beiträge versammelt, die aus literatur- und medientheoretischer Sicht den Prozess autobiographischen Schreibens und dabei die „Bedeutung der Arbeit für das Selbstkonzept von Personen“ (7) in den Vordergrund rücken. Dies umso mehr, als angesichts des Wandels der Arbeitswelt und der Vermischung von klassischer Arbeitswelt und Freizeit dem Schreiben über Arbeit eine besondere Bedeutung zukommt.

Zwar konstatieren die Herausgeber einen gegenwärtigen Boom autobiografischen Schreibens, doch zugleich, so Martina Wagner-Egelhaaf, kommt der größte Teil der Arbeitswelt im

autobiografischen Schreiben nicht vor, handelt es sich doch bei den Verfassern entsprechender Texte fast ausschließlich um Berufsgruppen, die im Mittelpunkt der Öffentlichkeit stehen oder als Schriftsteller das Schreiben zum Beruf gemacht haben. Lohnabhängige Arbeit wird dementsprechend kaum thematisiert. Hieraus leitet sich auch die im Titel des Bandes genannte Unterscheidung her: Künstler schaffen ein Werk („opus“) und die Lohnabhängigen haben Mühe („labor“).

So dominiert in allen hier versammelten Beiträgen das „opus“, das künstlerische Werk, wobei die Formen der Darstellung keineswegs auf das Medium Buch beschränkt sind, werden doch ebenso Videospiele, Dokumentarfilme und Comics thematisiert. Alle diese autobiografischen Manifestationen werden dabei nicht allein am Gesichtspunkt einer wie immer gearteten „Wahrheitsstreue“ gemessen, sondern auch an dem Wunsch, sich selbst „schön“ zu schreiben und sich damit eine gruppenspezifische Identität zu konstruieren.

Diese der Autobiografie immanente Differenz von Selbst- und Fremdwahrnehmung lässt sich etwa am Beispiel des Schauspielberufes ausführen (Katharina Wessely). Deren Vertreter ordnen sich überwiegend in den bürgerlichen Wertekanon von Arbeit, Fleiß und Disziplin ein. Autobiografien aus diesem Bereich sind durchaus als Maskenspiel bzw. im Sinne Paul de Mans als Autofiktion zu verstehen, wie etwa die Fallstudie der Schauspielerin und Autorin Vicki Baum zeigt (Veronika Hofeneder).

Weitere Studien führen diese Arbeit der Selbstkonstruktion des autobiografischen Ichs weiter aus (Katharina Lammers). Wie etwa im Falle von Ferdinand Piëchs „Auto.Biographie“ von 2002, in der das Auto als Symbol seiner Lebensleistung als Manager herhalten muss. Dass Autobiografien nicht notwendigerweise Privates preisgeben, sondern vornehmlich der Selbstinszenierung dienen, zeigt auch das 2011 unter dem Titel „Für ne’ Moment“ erschienene Buch des Kölner Sängers und Autors Wolfgang Niedecken.

Die Arbeit von Frauen kommt insbesondere in zwei Beiträgen zum autobiografischen Schreiben von Prostituierten und mit Blick auf die Doppelbelastung von Familie und Arbeit zur Sprache (Kerstin Wilhelms, Monika Shafi). Geht der erste auch hier wieder dem Thema der Selbstkonstruktion nach, so nimmt der andere die Selbstaussagen dreier Frauen, die als Politikerinnen und Unternehmerinnen Karriere gemacht haben, zum Ausgangspunkt. Doch geht es in diesem Fall weniger um eine Konstruktion des eigenen Ich als vielmehr um Stellungnahmen zur grundsätzlichen Vereinbarkeit von Familie und Arbeit.

Weitere Beiträge befassen sich weiterhin mit autobiografischen Selbstkonstruktionen im Rahmen von Filmen, wie beispielsweise Davis Guggenheims „An inconvenient truth“ von 2007 über den amerikanischen Politiker und Umweltaktivisten Al Gore (Dominik Schreiber). Seine „Helden-Biographie“ wird im Film mit der Warnung vor den Folgen des Klimawandels auf suggestive Weise miteinander verbunden. Gegenüber den in diesem Band versammelten zahlreichen Nachweisen autobiografischer Selbstkonstruktion hebt sich der Beitrag über den Tagebuchschreiber Victor Klemperer deutlich ab (Arvi Sepp). Für ihn diente das Schreiben während der Verfolgung durch die Nazis als eine Stabilisierung durch geistige Arbeit in einer Extremsituation und ist damit auch als eine Art Kompensation mit der Realität der Judenverfolgung zu verstehen. Es ist das Tagebuch, das durch die ihm eigene Unmittelbarkeit des Erlebens nur wenig Raum für autobiographische Selbstkonstruktionen lässt.

Blickt man insgesamt auf die Beiträge des Bandes, so erscheint die im autobiografischen Schreiben angelegte identitätsstiftende Funktion der Autobiografie in zahlreichen Beispielen gut belegt. Doch kommt hier angesichts der Beschränkung auf die „Kreativen“ die Vielfalt der Welt des „labor“ meiner Ansicht nach zu kurz. Gegenüber der gesellschaftlichen und politischen Relevanz des Themas wirkt die Auseinandersetzung vielmehr abgehoben und theoretisch. Das schmälert aus der Perspektive des Historikers den Wert, sucht man doch nach authentischen Zeugnissen aus der Arbeitswelt und einen Blick auf die gegenwärtige lohnabhängige und oft gering bezahlte Arbeit vergebens. Auch wäre es interessant gewesen, worin die Gründe für den im Band einleitend postulierten Mangel an autobiografischen Zeugnissen von Arbeitern und Arbeiterinnen zu suchen sind. Eindrückliche Beispiele wie etwa Oskar Maria Grafts „Wir sind Gefangene“ von 1927, in der der gelernte Bäcker über die Härten lohnabhängiger Arbeit berichtet, bis hin zur inzwischen wieder diskutierten „Literatur der Arbeitswelt“ der 1960er bis 1970er Jahre weisen jedenfalls in eine Welt jenseits (bildungs)bürgerlicher Praktiken. Dass die in der Publikation implizierte Auseinandersetzung mit dem Thema Arbeit letztlich immer auch eine Geschichte der Arbeiter ist, kann ein Blick ins Nachbarland Großbritannien zeigen, wo im Journal of Working-Class Studies literarisch-autobiographische Zeugnisse immer wieder Ausgangspunkt der Betrachtung sind (<https://workingclassstudiesjournal.com/previous-issues/>).

*Dr. Stefan Siemer, Bochum*

**Dietmar Bleidick:**  
**Die Ruhrgas 1926 bis 2013.**  
**Aufstieg und Ende eines Marktführers**

*Berlin/Boston, De Gruyter Oldenbourg  
2018 (639 S., 52 Abb.,  
ISBN 978-3-11-054259-2), 59,95 €  
(Schriftenreihe zur Zeitschrift für  
Unternehmensgeschichte, Bd. 30)*

Die Ruhrgas AG gehörte fast ein Jahrhundert lang zu den wichtigsten Energieversorgern Europas. Ihr schneller Aufstieg zunächst als Anbieter von Steinkohlengas und später von Erdgas kam ebenso überraschend wie ihr Ende im E.ON-Konzern im Jahr 2013. Trotz ihrer überragenden Bedeutung für die deutsche Gasversorgung fehlte bisher eine wissenschaftliche Darstellung der Unternehmensgeschichte. Diese liegt nun endlich mit dem Buch von Dietmar Bleidick vor.

Das Buch besteht aus sechs chronologisch geordneten Kapiteln. Der Autor unterliegt dabei nicht der Versuchung, sich primär an den Zäsuren der Zeitgeschichte zu orientieren, sondern legt den Kapiteleinteilungen die jeweils wichtigsten Wendepunkte aus der Unternehmensgeschichte zugrunde.

Im ersten Kapitel werden die Anfänge der Ruhrgas AG dargestellt. Wann und auf wessen Initiative der Plan zum Aufbau einer zentralen Gasfernversorgung vom Ruhrgebiet aus entstand, ist nicht eindeutig zu klären. Der Autor sieht aber aus guten Gründen in Albert Vögler (RWE) und Alfred Pott (Stinnes) die entscheidenden Akteure bei der Gründung der Aktiengesellschaft für Kohleverwertung (AGKV), seit 1928 Ruhrgas AG. An dem Gemeinschaftsunternehmen beteiligten sich zunächst fünf, schließlich aber ein Großteil der Bergbaugesellschaften des Ruhrgebiets. Ihnen ging es darum, überschüssiges Kokereigas einer wirtschaftlichen Nutzung zuzuführen. Dafür mussten zunächst einmal umfangreiche Investitionen zum Aufbau eines überregionalen Ferngasnetzes getätigt, Städte und Kommunen für Lieferverträge gewonnen und diverse Widerstände gegen das ambitionierte Projekt gebrochen werden. Bleidick legt dar, dass das volkswirtschaftlich sinnvolle Projekt beileibe kein Selbstläufer war, sondern in den Jahren der Weltwirtschaftskrise mehrfach kurz vor dem Scheitern stand.

Im zweiten Kapitel, das die NS-Zeit und die Jahre des Wirtschaftswunders bis 1958 umfasst, wird zunächst die reibungslose Einordnung der Ruhrgas AG in das nationalsozialistische Wirtschaftssystem skizziert. Bleidick sieht eine wesentliche Ursache für den „geräuschlosen“ Übergang in die Diktatur darin, dass das Reich bereits 1932 durch die Teilverstaatlichung der Gelsenkirchener Bergwerks-AG die

Kontrolle über den Hauptaktionär der Ruhrgas AG übernommen hatte. Der gesamte Vorstand der Ruhrgas AG trat 1933 in die NSDAP ein. Das Unternehmen gehörte auch zu den Nutznießern des 1935 erlassenen Energiewirtschaftsgesetzes. Ausführlich wird die Mangelverwaltung unter staatlicher Direktive geschildert. Der Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern konnte aufgrund der schlechten Quellenlage hingegen nur knapp behandelt werden. Hier bleibt vor allem durch Recherchen im Archiv des International Tracing Service (ITS) in Bad Arolsen eine Forschungslücke zu schließen.

Die Nachkriegsjahre der Ruhrgas AG standen im Zeichen von Kontinuitäten. Als Handelsgesellschaft war die Ruhrgas AG in geringerem Maße von alliierten Anordnungen betroffen als die Kohle- und Montanindustrie. Kontinuitäten konstatiert der Autor auch im Hinblick auf die Aufrechterhaltung der Kontingentierung und Preisbindung. Von ihren Hauptaktionären wurde die Ruhrgas AG nach wie vor nur als Bergbautochter angesehen, die das Betriebsergebnis der Zechen über den Gasverkauf verbessern sollte.

Im dritten Kapitel wird der Übergang vom Kokereigas zum Erdgas in den 1960er Jahren behandelt. Bleidick arbeitet heraus, dass die Ruhrgas AG in dieser Zeit vor einem völligen Neuanfang stand. In Reaktion auf die Erschließung riesiger Gasvorkommen in Algerien und den Niederlanden gründeten mehrere deutsche Kommunen neue Versorgungsgesellschaften und zudem drängten die internationalen Mineralölkonzerne ins deutsche Gasgeschäft. Dies brachte die Ruhrgas AG in Zugzwang. Dem Unternehmen gelang es durch die Hereinnahme der Gewerkschaft Brigitta, die je zur Hälfte der Esso AG und der Deutsche Shell AG gehörte, die Struktur ihrer Anteilseigner den veränderten Marktverhältnissen anzupassen und sich von einem mehr oder weniger profitlosen Anhängsel des Ruhrkohlenbergbaus zu einem gewinnorientierten Unternehmen zu wandeln. Im Kapitel vier steht die Entwicklung der Ruhrgas AG zu einer Drehscheibe des europäischen Erdgasverbundes im Mittelpunkt. Bleidick benennt die Gründe dafür, dass sich die Ruhrgas AG in den 1970er/80er Jahren den Status als Verhandlungsführer und Hauptimporteur erarbeiten konnte. Als eine der Grundlagen für das europäische Gasgeschäft nennt er den von der Ruhrgas AG entwickelten Preisbildungsmechanismus in Form der Ölpreisbindung. Entscheidend für den Aufstieg der Ruhrgas AG waren jedoch die Erdgasverträge mit der Sowjetunion. Das erste Ost-West-Erdgasabkommen blieb aber der staatlichen Österreichischen Mineralölverwaltung (ÖMV) vorbehalten. Der bayerische Wirtschaftsminister Otto Schedl

setzte darauf, dass auch die Bundesrepublik Deutschland via ČSSR oder Österreich bald Erdgas aus der Sowjetunion würde beziehen können. Sehr fakten- und kenntnisreich schildert der Autor das Tauziehen um den Vertragsabschluss. In einem Punkt ist ihm an dieser Stelle zu widersprechen. Es war Ende der 1960er keineswegs sicher, welchen Weg das Erdgas aus Sibirien bis nach Westeuropa nehmen sollte. Ursprünglich war ein Pipelinebau von der Sowjetunion, über Polen und die DDR bis nach Frankreich geplant. Das bereits begonnene Projekt, erste Röhren waren in Polen schon verlegt worden, scheiterte aber 1970 an Differenzen zwischen den „Bruderländern“.

Auf dem Hintergrund der gegenwärtigen heftigen politischen Kontroversen um das Projekt „Nord Stream 2“ sind die Passagen über den Erdgasstreit in den frühen 1980er Jahren zwischen den europäischen Ländern, die an langfristig steigenden Erdgasimporten aus der Sowjetunion interessiert waren, und den USA, die dies aus geopolitischen Gründen verhindern wollten, besonders lesenswert. Geschichte wiederholt sich nicht, doch vor allem die wirtschaftlichen Gründe, die für eine Fortsetzung von Erdgasbezügen aus Russland sprechen, sind bis heute nahezu unverändert gegeben.

Der Gefahr, in eine zu starke Abhängigkeit von einem Lieferanten zu geraten, war sich die Ruhrgas AG bewusst. Das Unternehmen achtete auf eine Diversifizierung seiner Bezüge und konnte gescheiterte Projekte in Algerien und dem Iran vor allem durch Verträge mit norwegischen, britischen und dänischen Lieferanten mehr als kompensieren. Seit Mitte der 1970er Jahre besaß die Ruhrgas AG in der Bundesrepublik Deutschland einen Marktanteil von mehr als 50 Prozent und steigerte diesen bis 1990 auf fast 75 Prozent. Zwangsläufig rückte das Unternehmen damit in den Mittelpunkt energiewirtschaftlicher Diskussionen.

In einem längeren kapitelübergreifenden Abschnitt wird die Wissenschafts- und Kulturförderung der Ruhrgas AG behandelt. Deren Besonderheiten sieht der Autor in ihrer strategischen Ausrichtung auf die kulturellen Beziehungen zu den wichtigsten Partnerländern im Erdgasgeschäft und in der Schaffung einer Stabsstelle „Internationale Kultur- und Wissenschaftsförderung“.

Im fünften Kapitel wird die Gaswirtschaft in den 1990er Jahren behandelt. Eine zentrale Rolle spielte die Ruhrgas AG bei der Neustrukturierung des ostdeutschen Gasmarktes. Bleidick zeigt auf, wie geschickt der Ruhrgas Vorstand bei der Privatisierung der Verbundnetz Gas AG (VNG), des ostdeutschen Ferngasmonopolisten, agierte. Die größten Konflikte gab es beim Ringen um die VNG-Anteile mit Gazprom und der seit 1988 neu ins Erdgasgeschäft eingestie-

genen BASF-Tochter Wintershall AG. Bleidick schreibt von einer „heftigen Abneigung“ (S. 412), die in dieser Zeit das Verhältnis von Ruhrgas und Wintershall prägte. Zieht man den seit kurzem im Bundesarchiv verfügbaren Nachlass von Hans-Peter Gundermann – der langjährige Mobil Oil Manager war bei der Treuhandanstalt der entscheidende Akteur für die Privatisierung der ostdeutschen Energiewirtschaft – zu Rate, wie es der Rezensent getan hat, dann wird man dieser Bewertung nur zustimmen können.

Rund 50 Jahre hatte das Energiewirtschaftsgesetz von 1935 den ordnungspolitischen Rahmen für die deutsche Gaswirtschaft gesetzt. Mit der Deregulierung und Europäisierung des Energiemarktes geriet das Geschäftsmodell der Ruhrgas AG unter Druck. Die Bundesrepublik Deutschland avancierte zum Musterstaat bei der Öffnung des Energiemarktes. Bleidicks Bewertung der Liberalisierung der europäischen Gaswirtschaft fällt ungewöhnlich eindeutig aus, er bezeichnet sie mit Verweis auf die in den 2000er Jahren drastisch gestiegenen Gaspreise als „vollständig gescheitert.“ (S. 446)

Das letzte Kapitel ist der Ruhrgas im E.ON-Konzern in den Jahren 2003 bis 2013 gewidmet. Die Hauptgründe für die systematische Zerlegung der E.ON-Ruhrgas zwischen 2009 und 2013 sieht der Autor in der Marktliberalisierung, der Energiewende, der Finanzkrise von 2008 und der E.ON-Unternehmensstrategie. E.ONs Interesse galt angesichts der Ertragskrise und des Atomausstiegs primär ihrem Kerngeschäft, der Elektrizitätsversorgung. Das Gasgeschäft wurde zur Manövriermasse und die E.ON-Ruhrgas innerhalb des Konzerns zum Auslaufmodell. Zu Recht weist Bleidick darauf hin, dass dies keine zwangsläufige Entwicklung war. Die Beantwortung der Frage, ob die Übernahme der Ruhrgas durch E.ON im Jahr 2003 das Ende des größten deutschen Gasversorgers beschleunigte oder verzögerte, überlässt er den Lesern.

Bleidicks Werk zeichnet sich durch große Sachkenntnis, eine außerordentlich fundierte Auswertung der Quellen und eine nüchterne Sprache aus. Allerdings hätte der Text gestrafft werden können. Das Buch enthält zahlreiche Fotos und Graphiken, die so geschickt in den Text integriert wurden, dass sie zum einen den Lesefluss nicht beeinträchtigen, und zum anderen wertvolle Zusatzinformationen sowie Eindrücke von Handlungsorten und Akteuren vermitteln. Ein umfangreicher wissenschaftlicher Apparat, vor allem der akribisch geführte Index, erleichtert die Suche nach Detailinformationen und rundet das sehr gute Gesamtbild ab.

*Dr. Rainer Karlsch, Berlin*

### **Patrick Bormann/Joachim Scholtyseck: Der Bank- und Börsenplatz Essen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart**

*München, C. H. Beck Verlag 2018  
(576 S., 120 Abb.,  
ISBN 978-3-406-71414-6), 39,95 €*

Denkt man an historisch bedeutsame Finanzzentren in Deutschland, geht es vermutlich um Berlin, Frankfurt und Hamburg. Die Stadt Essen verbindet man hingegen – nicht zuletzt wegen Krupp – wohl primär mit Kohle, Eisen und Stahl. Patrick Bormann und Joachim Scholtyseck zeigen in ihrer umfangreichen und quellengesättigten Untersuchung Essens als Bank- und Börsenzentrum jedoch überzeugend, wie eng Finanzinstitutionen und Schwerindustrie, Stadt- und Finanzgeschichte zusammenhängen. Mit der Arbeit beauftragt und finanziert wurden die beiden Autoren von der Nationalbank AG, einer Essener Bank, deren Geschichte Scholtyseck zuvor bereits aufgearbeitet hatte. In acht Kapiteln beleuchten sie auf der Basis vieler erstmals ausgewerteter Quellen chronologisch die Geschichte der Essener Banken und Börse, beginnend um 1800 bis zu den aktuellen Herausforderungen für Finanzinstitute nach der Finanzkrise 2007/08 durch die Niedrigzinspolitik der Europäischen Zentralbank und digitale Finanzierungsinstrumente. Dabei liegt der Schwerpunkt eindeutig auf der Bankengeschichte. Besonders ausführlich widmen sich die beiden Autoren der Zeit des Kaiserreichs, des Nationalsozialismus sowie den Jahren seit 1945. Innerhalb der einzelnen Kapitel werden Privatbanken, Großbanken, Sparkassen und Kreditgenossenschaften in der Regel in jeweils eigenen Unterkapiteln behandelt, was das Nachschlagen einzelner Themen erleichtert, dem Lesefluss allerdings nicht sehr förderlich ist, da die Übergänge mitunter etwas abrupt sind. Sehr gelungen verweben die Autoren hingegen die Essener Bankengeschichte mit der Stadt- und Architekturgeschichte – etwa wenn es um die Gestaltung der Bankgebäude geht –, der Essener Wirtschafts- und Industriegeschichte sowie der Gesellschaftsgeschichte, zumal der Text mit zahlreichen Abbildungen bereichernd untermalt wird.

Den ersten Entwicklungsabschnitt setzen die Autoren zwischen 1800 und 1870 mit der Entstehung von Privatbanken. Anders als man vielleicht erwarten würde, war es gerade nicht der kapitalintensive Bergbau, der zur Gründung von Finanzierungsinstituten geführt hätte, er wurde zunächst durch einzelne Familien ermöglicht. Die ersten Essener Privatbanken entstanden aus dem Handel heraus, die beiden bedeutendsten waren die Bank der aus dem Wollhandel kommenden Familie Waldthau-

sen, die über viele Jahre Bestand hatte, und eine 1841 von Simon Hirschland gegründete Privatbank, die ebenfalls aus einer Händlertätigkeit hervorging.

In den Jahren vom Beginn des Kaiserreiches bis zum Ersten Weltkrieg sehen die Autoren eine parallele Entwicklung: Essen wurde zur industriellen Großstadt und das Finanzwesen zog mit. Etwa die lange als regionaler Branchenprimus geltende Aktienbank Essener Credit-Anstalt, der 1898 gegründete Essener Bankverein und die seit 1905 in Essen befindliche Rheinische Bank, aber auch Großbankfilialen wie beispielsweise der seit 1911 in Essen vertretenen Berliner Disconto-Gesellschaft machten die Stadt den Autoren zufolge bis zum Ersten Weltkrieg zum wichtigsten Bankenstandort im Ruhrgebiet. Die Essener Credit-Anstalt, die auf die Initiative des umtriebigen Gründers und Geschäftsmanns Friedrich Grillo und des Privatbankiers Ludwig von Born zurückgeht, überstand mehrere unternehmenseigene und konjunkturelle Krisen und blieb über 50 Jahre lang das zentrale Bankinstitut in Essen, ehe sie 1925 mit der Deutschen Bank fusionierte.

Die Finanzierung der Montanindustrie wurde allerdings weiterhin über die Konkurrenz in Berlin, Frankfurt und Paris, aber auch den nahen Konkurrenten Köln abgewickelt. Überhaupt betonen die Autoren die ständige Konkurrenz Essens mit Nachbarstädten und hier besonders mit Düsseldorf und Köln, zum Beispiel im Börsengeschäft oder bei der Ansiedlung von Unternehmen im tertiären Sektor seit den 1950er Jahren. Die Entstehung der Essener Börse, die besonders für den Kuxenhandel, also von Anteilsscheinen bergbaulicher Gewerkschaften, zentral wurde, war ein Prozess, der sich über mehrere Jahre erstreckte: Nach einigen Jahren des informellen Kuxenhandels wurde im Januar 1855 der Essener Börsenverein gegründet, dann dauerte es bis 1880, bis die Börse offiziell anerkannt wurde und eine Börsenordnung erhielt, ab 1890 war die Börse wöchentlich geöffnet. Angesichts der Konkurrenz im Kaiserreich war die Essener Börse den Autoren zufolge allerdings nie von herausragender Bedeutung.

Für die Zeit von 1924 bis 1929 sprechen die Autoren von der Weimarer Konjunktur, die für die Essener Banken nicht zuletzt durch die Eröffnung von Großbankfilialen mit wachsender Konkurrenz verbunden war. Besonders auf die Disconto-Gesellschaft, die Großunternehmen in Essen als Kunden zu gewinnen suchte, verweisen Bormann und Scholtyseck.

Die Weltwirtschaftskrise beutelte auch die Essener Banken und hier besonders jene Akteure, die langfristige Finanzierungen mit kurzfristigen Auslandskrediten bestritten hatten. Die Wirtschaftskrise und der Abzug des Kapitals

aus dem Ausland bedeuteten für sie ein strukturelles Problem. Viele genossenschaftlich organisierte Banken mit Kunden aus dem Mittelstand wie die Essener Bank gerieten ins Straucheln, die Essener Bank stellte im November 1932 ihre Zahlungen ein. Selbst die wichtigste Essener Privatbank Simon Hirschland geriet in den Weimarer Jahren in eine existenzbedrohende Krise, die allerdings auch mithilfe umfassender Staatshilfe von der Reichsbank überstanden wurde. Die Nationalsozialisten stürzten sich dann früh an dem einflussreichen Bankhaus im Besitz einer jüdischen Familie. Nach zahlreichen Eingriffen der nationalsozialistischen Verwaltung in die Geschäftspraxis entschieden sich die Inhaber 1937 wegen der antijüdischen Hetze und Maßnahmen zum Verkauf – es folgte ein langer und zäher Verhandlungsprozess, in dem machtpolitische Erwägungen der nationalsozialistischen Verwaltung Essens ebenso eine Rolle spielten wie das Übernahmeinteresse von Essener Banken und deutschen Großbanken. Im Oktober 1938 kamen die Verhandlungen zu einem Abschluss, das Institut wurde mit einer neuen Eigentümerstruktur in die Kommanditgesellschaft Burkhardt und Co. umgewandelt, die Hirschlands konnten Deutschland verlassen und sich in die USA retten.

In die nationalsozialistische Regierungszeit fällt auch das Ende der Essener Börse, die im Rahmen eines politisch intendierten Konzentrationsprozesses der deutschen Börsen im Dezember 1934 geschlossen wurde. Die Idee der Regionalisierung des Bankwesens, die einige NS-Funktionäre vertraten, und die Zerstückelung der christlichen Gewerkschaften als Gründer der Deutschen Volksbank mündeten 1933 in die nationalsozialistische Vereinnahmung dieser Bank und in die Umbenennung in National-Bank AG samt einer Neuausrichtung als Regionalbank, die sich auf den Mittelstand mit Kreditbedarf konzentrieren sollte.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs und die Verwaltung durch die britischen Alliierten bildeten in vielerlei Hinsicht eine Zäsur, die aber Bormann und Scholtyseck zufolge für die Essener Banken keine Stunde Null war. Viele Banken führten ihren Betrieb – wenn auch deutlich eingeschränkt und unter beschwerlichen Umständen – weiter fort und die britischen Verwalter wollten die bestehende städtische Bankenstruktur den Autoren zufolge nicht fundamental verändern. Die Währungsreform und die Finanzierung des Wiederaufbaus und Neubaus waren in Essen Herausforderungen, die es mit ausgedünnten Belegschaften und mit einer lange provisorischen Infrastruktur zu bewältigen galt. Auch die National-Bank AG überstand den Zweiten Weltkrieg und entwickelte sich in der Nachkriegszeit zu einer erfolgreichen Universalbank mit dem Fokus auf dem Mittelstand,

die seit den 1990er Jahren das Kredit-, Einlagen- und Wertpapiergeschäft ausbaute. Zugleich entstanden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Essen neue Banken, etwa die 1966 für die Mitarbeiterentlohnung und Rentenversorgung, für Spenden- und Reparaturgelder gegründete Darlehenskasse im Bistum Essen, die 1993 in Bank im Bistum Essen umbenannt wurde und eine heute über die Region hinaus erfolgreiche Finanzinstitution ist.

Seit den späten 1950er Jahren wurde Essen – wie viele andere Ruhrgebietsstädte auch – vom Strukturwandel erfasst. Die erste Kohlekrise 1957/58 war den Autoren zufolge der Anfang einer langen Abwärtsspirale, in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren kam die Stahlkrise hinzu, wobei Essen davon profitierte, dass die Stadt neben dem Fokus auf der Schwerindustrie auch in Sachen Dienstleistungen, Einzelhandel, Banken und Versicherungen breiter als mancher Nachbar aufgestellt war. So blieb die Stadt über den Strukturwandel und auch über die Finanzkrise 2007/08, die etwa mit den Problemen der WestLB und der IKB auch in Essen Probleme bereitete, hinaus ein wichtiger Bankenstandort in der Region.

Durch die Bündelung wesentlicher Geschäftsbereiche der Großbanken in ihren Frankfurter Zentralen nahm jedoch die Gestaltungskraft der Essener Filialen deutlich ab – entsprechend verlagert sich die Darstellung der Autoren hier vermehrt auf die bundesrepublikanische Ebene. Sie schildern mit der Einführung technischer Hilfsmittel im Arbeitsalltag in den Banken und mit der elektronischen Datenverarbeitung, der Kreditvergabe an Girokonteninhaber, der Einrichtung von Geldautomaten und der Scheckkartenausgabe bundesdeutsche Entwicklungen im Bankwesen, die auch in Essen Einzug hielten. Fusionen und die Verlagerung von Finanzdienstleistungen ins Internet führten auch in Essen zu einem massiven Rückgang der Bankfilialen.

Ein zentraler Finanzbedarf, der sich in der Darstellung über den gesamten Untersuchungszeitraum vom Boom im Kaiserreich über die Weimarer Jahre bis zum Wiederaufbau und Neubau nach dem Zweiten Weltkrieg zieht, ist das Bauen und damit ein Geschäft, das von der Nähe zum Kunden, wie die Autoren sie für Essen immer wieder unterstreichen, profitiert. Bormann und Scholtyseck zeigen anschaulich, wie die Sparkassen etwa im Kaiserreich mit der Stadtverwaltung verbunden und für die Finanzierung kommunaler Projekte genutzt wurden. Die Deutsche Volksbank als Gründung der christlichen Gewerkschaften konzentrierte sich in der Weimarer Zeit auf die Baufinanzierung für Menschen mit geringen Einkommen. Die Nationalsozialisten setzten vor dem Zweiten Weltkrieg auch in Essen auf das Bauen und

Investitionen in die Infrastruktur als Konjunkturmotor. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten nicht nur die Essener Banken die eigenen Gebäude wiederaufbauen, auch die Finanzierung des städtischen Wiederaufbaus war eine zentrale Aufgabe.

In ihrem Ausblick betonen die beiden Historiker die Herausforderungen, vor denen Banken im 21. Jahrhundert stehen, etwa durch technologisch gesteuerte Finanzdienstleistungen, die FinTechs, oder das Angebot von Finanzdienstleistungen von großen Technologieunternehmen. Bei aller professionellen Abneigung gegen Prophetie wagen Bormann und Scholtyseck doch die These, dass die Essener Banken gerade durch die Nähe zum Kunden und die Verwurzelung in der Stadt auch diesen Herausforderungen gewachsen sein werden – angesichts der zuvor beschriebenen Veränderungen und der Größe der Herausforderungen eine optimistische Aussage.

Patrick Bormann und Joachim Scholtyseck ist eine fast schon enzyklopädische, anschauliche und informative Arbeit zur Essener Banken- und Börsengeschichte gelungen, die trotz aller Konzentration auf die Stadt und ihre nahe Umgebung über die Region hinausweist. Die Passagen, in denen nur der Vollständigkeit halber Institute aufgezählt und ihre Geschichte trotz der zugegebenen geringen Bedeutung erzählt wird und die den Lesefluss doch stören, sind ob des Mehrwerts ebenso zu verzeihen wie der Fehler im Klappentext, der der Essener Banken- und Börsengeschichte eine „kaum zu unterschätzende Bedeutung“ attestiert.

Vernessa Wagner M. A., Frankfurt/Main

## **Kunst und Kohle. Gesamtausgabe. 40 Kunstprojekte in 17 RuhrKunstMuseen.**

*Köln, Wienand Verlag, 2018  
(1.400 S., 1.000 farbige Abb., 17 Bände im Schuber, ISBN 978-3-86832-480-8),  
200,00 €*

Bd. 1: Kunst & Kohle. Auf einen Blick. Ein Ausstellungsprojekt der RuhrKunstMuseen zum Ende der Steinkohlenförderung in Deutschland  
Bd. 2: Andreas Golinski – In den Tiefen der Erinnerung (Ausstellung des Kunstmuseums Bochum)

Bd. 3: Schwarz (Ausstellung der Kunstsammlungen der Ruhr-Universität Bochum/Museum unter Tage)

Bd. 4: Schichtwechsel. Von der (bergmännischen) Laienkunst zur Gegenwartskunst (Ausstellung des Museums Ostwall im Dortmunder U)

Bd. 5: Reichtum: Schwarz ist Gold (Ausstellung des Lehmbruck Museums Duisburg)  
 Bd. 6: Die schwarze Seite (Ausstellung des Museums DKM Duisburg)  
 Bd. 7: Hommage an Jannis Kounellis – Ayse Erkmen – Anselm Kiefer – Michael Sailstorfer – Sun Xun – Timm Ulrichs – Bernar Venet (Ausstellung des MKM Museums Küppersmühle für Moderne Kunst Duisburg)  
 Bd. 8: Hermann Kästelhön. Ideallandschaft: Industriegebiet (Ausstellung des Museums Folkwang Essen)  
 Bd. 9: Alicja Kwade mit Dirk Bell, Gregor Hildebrandt und Rinus van de Velde (Ausstellung des Kunstmuseums Gelsenkirchen)  
 Bd. 10: Ibrahim Mahama. Coal Market (Ausstellung des Emschertal-Museums Herne)  
 Bd. 11: David Nash. Holz und Kohle (Ausstellung der Flottmann-Hallen Herne)  
 Bd. 12: The Battle of Coal (Ausstellung des Skulpturenmuseums Glaskasten Marl)  
 Bd. 13: Helga Griffiths. Die Essenz der Kohle (Ausstellung des Museums Mülheim an der Ruhr)  
 Bd. 14: Glück Auf! Comics und Cartoons von Kumpel Anton über Jamiri bis Walter Moers (Oberhausen-Ludwigsgalerie Schloss Oberhausen)  
 Bd. 15: „Auf“. Gert & Uwe Tobias (Ausstellung der Kunsthalle Recklinghausen)  
 Bd. 16: Down here – up there (Ausstellung für Internationale Lichtkunst Unna)  
 Bd. 17: Vom Auf- und Abstieg (Ausstellung des Märkischen Museums Witten)

Im Jahre 2018 endete die Steinkohlenförderung in der Bundesrepublik Deutschland und damit ein bedeutender Industriezweig, der das Ruhrgebiet wie kaum eine andere Kulturlandschaft über mehr als 200 Jahre geprägt hat. 17 Kunstmuseen in dreizehn Städten des Ruhrgebiets haben den Kohleausstieg zum Anlass für ein Kunstprojekt genommen, in dem Arbeiten aus Bereichen rund um das Thema Kohle und Bergbau ausgestellt wurden, darunter junge Positionen ebenso wie Werke aus dem etablierten kunsthistorischen Kanon – u. a. waren Jannis Kounellis, Richard Long, Alicja Kwade, Olaf Metzger, Richard Serra und andere international bekannte Künstler vertreten. Die gemeinsame Ausstellung stand unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und war Bestandteil der Initiative „Glückauf Zukunft!“, die die RAG-Stiftung gemeinsam mit der RAG Aktiengesellschaft, der Evonik Industries AG und die IG BCE ins Leben gerufen hat. Ziel der Initiative „Glückauf Zukunft!“ war es, einerseits die Leistungen des Steinkohlenbergbaus für die Regionen zu würdigen, andererseits aber auch Zeichen des Aufbruchs zu setzen.

Die RuhrKunstMuseen hatten sich in einem bislang einmaligen Schritt gemeinsam der Initiative angeschlossen, das Vorhaben unterstützt, das Programm um Perspektiven von Künstlerinnen und Künstlern bereichert und sich mit der Frage befasst, was ihrer Ansicht nach der Bergbau für sie selbst und die Menschen im Revier bedeutet hat. So ist in den 17 Ausstellungen in den beteiligten Museen des Reviers ein vielfältiges, durchaus unterschiedliches Spektrum von Werken zu sehen gewesen, die nur unvollkommen ihrem Anspruch entsprechend zu beurteilen sind. Hinzu kommt, dass ein Großteil der Ausstellungen erst nach der Einstellung des Bergbaus und nach dem Rückgang der Schwerindustrie entstanden ist. Damit ist erst vergleichsweise spät ein künstlerischer Frei- und Projektionsraum entdeckt worden, der sich für das Thema in einer bislang unbekanntem, ungeübten Kreativität entwickeln konnte.

Dass dabei auch Gedanken und Konzeptionen geboren worden sind, die von einem Angehörigen des Berufszweiges „Bergbau“ nicht mit dem Bergbau und der Schwerindustrie verbunden werden können bzw. seiner Ansicht nach nur sehr indirekt etwas mit dem Bergbau zu tun haben und eher der Vorstellungskraft und Kreativität der Künstlerinnen bzw. des Künstlers entspringen sind, war von den ausstellenden Museen durchaus beabsichtigt und belegt die Vielfalt der künstlerischen Ansätze. Andreas Golinski z. B. schuf in einer sehr stark philosophisch geprägten Installation im Kunstmuseum Bochum einen Ort, der seiner Ansicht nach die spezifische Geistigkeit der Region durch und nach dem Bergbau zu erfahren und zu vermitteln versuchte und der von dem Besucher eine gewaltige, kaum zu erreichende Vorstellungskraft verlangte. Mehrfach richteten einzelne Ausstellungen den Blick auf die Farbigkeit, die auf die spezifische Qualität der Steinkohle anspielte und die Bedeutung der Farbe „Schwarz“ in der Kunst seit den 1950er-Jahren bis heute thematisierte – sicherlich ein einleuchtender, verständlicher Ansatz, der u. a. in der Ausstellung in den Herner Flottmann-Hallen mit den Werken des walisischen Land-Art-Künstlers David Nash unter dem Titel „Holz und Kohle“ zum Ausdruck kam und auch die Ausstellung der Kunstsammlungen der Ruhr-Universität Bochum im Museum unter Tage bestimmte, die den Blick auf die Schwärze und Materialität der Steinkohle zum Ausgangspunkt nahm, um Fragen nach den Wahrnehmungs- und Erkenntnismöglichkeiten in der Kunst seit den 1960er Jahren bis heute zu stellen.

So kreisten die Reflexionen der Künstler und die von ihnen gestellten inhaltlichen Fragen der Ausstellungen fast immer um die (Aus-)Wirkungen des Wertstoffs „Kohle“ auf das künstlerische Schaffen. Die archaische Kraft von

Kohle und Stahl hat die Ausstellung im Duisburger MKM Museum Küppersmühle für Moderne Kunst mit Werken von Jannis Kounellis, einem Pionier der Arte Povera, ins Zentrum seiner Kunstschöpfungen gestellt: Die Ausstellung verstand sich einerseits als Hommage an die Kohle (als Wertstoff und Träger der Kunst) und andererseits zugleich auch an den Künstler (als prägende künstlerische Persönlichkeit im 20. Jahrhundert). Den wertvollen Rohstoff als Ursprung nicht nur des wirtschaftlichen und sozialen Ursprungs, sondern auch des kulturellen Wohlstands einer ganzen Region hatte sich die Ausstellung im Duisburger Lehmbruck Museum mit raumgreifenden Installationen und Skulpturen zum Thema gestellt. Dass die bekannten und inzwischen berühmt gewordenen Fotografien des Düsseldorfer Künstler-Ehepaars Bernd und Hilla Becher von Zechen- und Fördergerüsten im Bottroper Quadrat in der Nachbarschaft der damals letzten noch aktiven Zeche im Ruhrgebiet stattfand (allerdings ohne Katalog), lag ebenso auf der Hand wie die Beschäftigung mit Werken der bergmännischen Laienkunst bis zur Gegenwartskunst.

Die Ausstellung mit Werken aus dem Oeuvre von Hermann Kästelhön, die unter dem Titel „Ideallandschaft: Industriegebiet“ von Fotografien vor allem von Albert Renger-Patzsch begleitet und im Essener Museum Folkwang vorgestellt wurde, war vergleichsweise „leichter konsumierbarer“ als Ausstellungen wie die im Kunstmuseum Gelsenkirchen mit Werken von Alicja Kwade, Dirk Bell, Gregor Hildebrandt und Rinus van de Velde, die Probleme der Verwandlung, Materialität und Formen thematisierte. Eine interessante, aus dem Rahmen des Üblichen fallende Ausstellung im Marler Skulpturenmuseum Glaskasten befasste sich mit dem physischen Kampf der Bergleute um die Förderung unter Berücksichtigung arbeitsmarktpolitischer, wirtschaftlicher und ökologischer Gesichtspunkte, wobei viele bergmännisch gewonnene Rohstoffe Beachtung fanden: In dieser Ausstellung lag der Fokus also nicht nur auf der Steinkohle des Ruhrgebietes, sondern sie befasste sich auch mit internationalen Vergleichen aus künstlerischer Sicht. U. a. nahm auch die bekannte, bereits mehrfach gezeigte Sammlung von Werner Bibls Arbeiterskulpturen eine prominente Stellung in der Ausstellung ein.

Schließlich soll noch die Ausstellung der Ludwigsgalerie Schloss Oberhausen erwähnt werden, die sich unter dem Titel „Glück auf!“ mit Comics, Karikaturen und Cartoons vom „Kumpel Anton“ über Jamiri bis hin zu Walter Moers befasste und auf sehr anschauliche und humorvolle Weise belegte, wie umfassend das Thema „Kohle“ und „Bergbau“ das (alltägliche) Leben der Menschen im Ruhrgebiet geprägt hat.

Fast daran anschließend warf das Museum Ostwall im Dortmunder U einen aktuellen Blick auf die bergmännische Laienkunst, indem es in der Ausstellung „Schichtwechsel“ die künstlerischen Bestrebungen und Bemühungen rund um das Thema „Kohle“ mit der Geschichte der Revierstadt und den Sammlungen des Dortmunder Museums verknüpfte.

Zusammenfassend bleibt zu den Ausstellungen der RuhrKunstMuseen festzuhalten: In den sehr unterschiedlichen Ausstellungen wurde ein von persönlichen Eindrücken geprägtes, durchaus interessantes Bild vom Kunstverständnis gezeigt, das sich mit dem Thema „Bergbau“ im Schaffen von Künstlerinnen und Künstlern manifestiert hat. Bei der überwiegenden Zahl der Ausstellungen sind aber teilweise mangelhafte bzw. oberflächliche Kenntnisse des Steinkohlenbergbaus erkennbar. Leider wurde die sich bietende Chance vertan, sich mit den Objekten ihrer Beschäftigung auch inhaltlich vertieft auseinander zu setzen. „Bergbau“ wurde zu oft gleichgesetzt mit Begriffen wie „schwarz“, „dunkel“, „gefährlich“ und „Höhle“. Folglich sind dann „Kunstwerke“ entstanden, die bisweilen nur wenig bzw. gar nichts mit dem realen Bergbau zu tun haben. Dies trifft z. B. für im aktiven Bergbau anzutreffende Gegenstände wie Helme und Kauenhaken zu, die zu Kunstobjekten umgedeutet bzw. mit Bedeutungen versehen wurden, eine Vorgehensweise, die zumindest fragwürdig erscheint. Wenn untertägige, dunkle Kellerräume allein schon wegen ihrer Dunkelheit als „bergbauaffine“ Örtlichkeiten angesehen und anschließend für Lichtinstallationen zum Kunstkreis von „Kunst und Kohle“ zugehörend ausgewählt werden, kann dies nur als Fehlbeurteilung und Fehleinschätzung angesehen werden. Viele „Kunstwerke“ waren zudem mit komplexen, unverständlichen und kompliziert vermittelten Bedeutungskomponenten versehen worden und deshalb für den „normalen“ Ausstellungsbesucher inhaltlich wohl kaum oder gar nicht zugänglich: Dies gilt z. B. auch für das mit ehemaligen, dunkel verfärbten Kohlesäcken aus Ghana verhüllte Wasserschloss Strünkede in Herne, dem sicherlich der „eingepackte“ Berliner Reichstag von Christo als Vorbild gedient hat, und ebenso für die im Duisburger Museum MKM konzipierte Zusammenstellung von zahlreichen Barbarafiguren aus unterschiedlichen Zeiten und Regionen, die mit einem Käfig für Kanarienvögel, die vor drohender Gasgefahr unter Tage warnen sollten, und mit einer Fülle von Schutzhelmen vergesellschaftet worden waren.

Aus derartigen Kunstinstallationen werden Vorstellungen vom Bergbau ersichtlich, die zumindest als „veränderungsnotwendig“ bewertet werden müssen. Da sich die Künstlerinnen

und Künstler aber (leider) mit ihren Vorstellungen von „Kunst“ nicht ändern, bleibt nur als Maßnahme der Museen, die Bereitschaft der Künstlerinnen und Künstler zu hinterfragen und sie zu bewegen versuchen, sich ernsthafter und mit größerem Wissen als bislang ausgestattet mit dem künstlerisch zu bearbeitenden Thema zu beschäftigen. Denn grundsätzlich ist bei den Schöpfern der ausgestellten Kunstwerke eine Fehleinschätzung und -bewertung der hohen Qualität der im Bergbau eingesetzten Technik vorhanden. Darüber hinaus fehlen Kenntnisse vom Wesen und von der Bedeutung des Bergbaus, sodass die Gesamtkonzeption der Ausstellungen durchaus als mangelhaft angesehen werden muss.

Ganz offensichtlich haben die RuhrKunstMuseen in der Ausstellungsreihe eine Chance gesehen, im Jahr des Endes der deutschen Steinkohleförderung eine medienwirksame Aktivität mit erheblicher finanzieller Förderung und beachtlicher Öffentlichkeitswirkung durchzuführen (u. a. durch die erreichte Schirmherrschaft des Bundespräsidenten). So ist als Fazit festzustellen, dass das gesteckte Ziel, durch Kunstwerke und -maßnahmen das Interesse der Öffentlichkeit für den „Bergbau“ zu wecken bzw. sogar zu steigern, nur teilweise erreicht worden ist. Dieses Ziel haben andere Medien, z. B. die Westdeutsche Allgemeine Zeitung im Ruhrgebiet, mit ihren Maßnahmen nachhaltiger erreicht, indem sie consequent, gut recherchiert und über längere Zeiträume hinweg mit Berichten über Bergbauereignisse, über Zechen und über persönliche Ereignisse aus der Bergbauzeit erinnert haben.

*Prof. Dr. Rainer Slotta, Bochum*

**Wilfried Kaute (Hg.):  
„The boss don't care“.  
Kinderarbeit in den USA 1908-1917.  
Fotografien von Lewis W. Hine**

*Köln, Emons Verlag 2018  
(320 Seiten, 240 s/w-Fotos,  
ISBN 978-3-7408-0465-7), 39,95 €*

„Von der einen Tür zur anderen wechseln die schon mal“, antwortete der Boss auf die Frage, ob diese Jungen dieselbe Tätigkeit immer ausüben. Einer dieser Türöffner ist der dreizehnjährige Willie Bryden. Seit vier Monaten arbeitet er in 500 m Teufe auf Schacht 6 der Pennsylvania Coal Co. in Pittston. Wenn das Grubenpferd, das die Förderwagen zieht, sich nähert, öffnet er die Wassertür in der Förder-

strecke, um es hindurchzulassen. „Alles, was er tut, ist, diese Tür zu öffnen und sie wieder zu schließen. Meist sitzt er untätig herum und wartet darauf, dass die Wagen kommen.“

Willies Vater und Bruder sind Bergleute, also fährt auch er an, obwohl das Gesetz Arbeit für Kinder unter 14 Jahren verbietet. Mit angefahren ist Lewis Wickes Hine (1874-1940), einer der ersten und wichtigsten Väter der dokumentarischen Fotografie. Ein engagierter Bildjournalist, der von der aufklärenden Wirkung und verändernden Kraft seiner Fotografien überzeugt war: „Fotografie kann Dunkelheit erhellen und Unwissenheit aufdecken“. Hine setzte seine Kamera als Sprachrohr einfacher Männer, Frauen und Kinder ein, die nicht für sich selbst sprechen konnten. Die Fotografie war für ihn ein Mittel zum Zweck. Er wollte mit ihr auf soziale Ungerechtigkeiten aufmerksam machen und setzte sich für die Würde der Arbeiter ein. Seine Kamera besaß nicht nur die Fähigkeit, die Realität wiederzugeben, sondern auch Emotionen zu transportieren.

Wahrscheinlich hatte seine eigene Biografie zu seiner Berufung beigetragen. Als einziger Sohn eines Bürgerkriegsveteranen wuchs er in Oshkosh, Wisconsin, auf. Im Alter von 16 Jahren verließ er die Schule, um seine verwitwete Mutter und die drei Schwestern zu unterstützen. Er verdingte sich als Hilfsarbeiter und besuchte die Abendschule. In einer Bank begann er als Hausmeister und stieg schließlich zum Buchhalter auf. 1899 lernte er Frank Addison Manny (1868-1954), den Vorsitzenden der bundesstaatlichen Hochschule für experimentelle Pädagogik, kennen. Er war einer der führenden Köpfe des Progressive Movement, das sich für eine Bildungsreform einsetzte. Mit seiner Hilfe erhielt Hine einen Studienplatz an der Universität Chicago. Damit wurde er Mitglied jener Gruppe aus Philosophen, Journalisten, Sozialarbeitern, Schriftstellern, Lehrern, Rechtsanwälten und Soziologen, aus denen sich das Progressive Movement in Chicago zusammensetzte.

Manny wechselte 1901 als Direktor an die Ethical Culture School in New York und nahm Hine als Lehrer mit. Schnell erkannte er den Wert der Dokumentation von schulischen Aktivitäten und ernannte Hine zum Schulfotografen. Gemeinsam zogen sie zum Ellis Island, der Einwandererzentrale im New Yorker Hafen. Manny wollte, dass seine Studenten „für Ellis Island [...] dieselbe Hochachtung empfanden wie für Plymouth Rock“, die Landestelle der Pilgerväter im 17. Jahrhundert. Damit sprach er auf die Umschichtung der Bevölkerungsstruktur in den USA an: Zwischen 1880 und 1900 strömten mehr als neun Millionen Immigranten ins Land, die sich vor allem

in den großen Städten niederließen. Während die früheren Einwanderer aus England, Irland, Skandinavien und Deutschland meist Protestanten waren und über Bildung verfügten, waren die jetzigen aus den Agrargebieten Süd- und Osteuropas größtenteils Katholiken und Juden, ungebildet und des Englischen nicht mächtig.

Hine fertigte ungeschönte Porträts, die seine Modelle so zeigten, wie er sie vorfand. Nie erforschte er das Innere der Menschen, und dennoch scheint es bei vielen auf. Sein Ansatz war deskriptiv, vergleichbar demjenigen eines Sozialwissenschaftlers oder Historikers. Er holte seine Modelle aus ihrer Anonymität, indem er ihre Namen und ihr Alter, ihr jeweiliges Herkunftsland, ihre Religion und ethnische Zugehörigkeit nannte. Seine Bilder geben Informationen über Details der Kleidung, der Besitztümer der Familie sowie individuelle Charakteristika wie Haltung und Ausdruck. Er ließ seine Modelle das Bild dominieren, wobei er ihnen oft so nahe stand, dass seine Fotos allein durch diese Nähe Informationen transportierten, die andere Fotografen nicht einfangen konnten. Während selbst aufgeklärte Kollegen auf diese Männer, Frauen und Kinder mit Herablassung blickten, behandelte Hine sie als Gleichgestellte.

1906 nahm Hine seine Mitarbeit bei der National Consumers' League und beim National Child Labor Committee (NCLC) auf. Er dokumentierte die illegale Arbeit, die Kinder zu Hause, in den so genannten sweatshops, Ausbeuterbetrieben, und auf der Straße verrichten mussten. Im Jahr darauf engagierte ihn Paul Underwood Kellogg (1879-1958) als Fotograf für eine soziale Studie der Stadt Pittsburgh. Diese Studie erschien in „Charities and Commons“, einer Zeitschrift für Sozialarbeit, und setzte neue Maßstäbe im Bereich der soziologischen Forschung. Ab 1909 publizierte vorwiegend Kelloggs „Survey“ Hines Bilder und Geschichten.

Er warb aber auch selbst für seine Arbeiten unter der Bezeichnung „Sozialfotografie von Lewis Hine“ und gab unter dem Titel „Hine Photo Service“ einen Katalog mit Fotografien heraus, die für Reproduktionen in Zeitschriften genutzt werden konnten. Er prägte die Ausdrücke „Sozialfotografie“ und „interpretierende Fotografie“ für Aufnahmen, die „Breitenwirksamkeit haben und an das Mitgefühl der Öffentlichkeit appellieren“. Bild und Text kombinierte er dergestalt, dass „unwesentliche und widersprüchliche Interessen“ ausgeschaltet und Bilder geschaffen wurden, die „häufig effizienter als die Realität“ waren. Anspruch auf Objektivität erhob er nie!

Je nach Jahreszeit wechselten seine Themen. Im Sommer besuchte er landwirtschaftliche

Betriebe – Erdbeer- und Preiselbeerfelder, Rübenfarmen und Tabakplantagen –, im Winter Textilfabriken im Süden und Nordosten, in denen Kinder Baumwolle spannen und Strümpfe strickten. „Die vielen Jungen und Mädchen, die wir in unseren Fabriken bräuchten, kriegen wir gar nicht zusammen“, zitiert Hine 1904 einen Strumpfwarenhersteller in Reading, Pennsylvania. Doch Fursen Owens, zwölf Jahre alt, sieht das anders. Er arbeitet im Januar 1909 bereits seit vier Jahren in Spinnereien: „Kann nicht lesen. Kenne nicht das ABC. Doch, will schon lernen, aber ich kann ja nicht, wenn ich die ganze Zeit arbeiten muss.“

Im Süden besuchte Hine Konservenfabriken und beobachtete an der Golfküste Kinder beim Öffnen von Austern. Überall dokumentierte er Kinder, die Zeitungen verkauften, Schuhe putzten, Müll sammelten, stahlen und auf der Straße lebten. Dem Zitat eines Fahrradboten hat Herausgeber Wilfried Kaute den Titel des vorliegenden Bildbands entlehnt: „The boss don't care and the cops don't stop me“, sagt im Oktober 1913 in Houston, Texas, der vierzehnjährige Marion Davis, Kurier 21 für den Bellevue Messenger Service. „Bin seit zwei Jahren Bote, so immer wieder mal. Soll zwar mit unter sechzehn nicht ins Rotlichtviertel, aber ich mach's trotzdem.“

Im September 1908 trifft Hine um Mitternacht in einer Glashütte in Grafton, West Virginia, Jungen am „glory hole“, der Ofentür, wo das bearbeitete Stück erneut erhitzt wird, bevor es zur Endbearbeitung geht. „Die heuern Jungs für 35 oder 40 Cent die Woche an, und dabei müssen die schwere Männerarbeit machen“, kommentiert dies im vorliegenden Bildband Harriet van der Vaart, Chicago, zweite Vorsitzende des Industrial Committee of the General Federation of Women's Clubs. Lewis Hine nimmt im Oktober 1908 in der Glashütte Morgantown, West Virginia, das Foto „Den Jungen die Idee nahebringen“ auf: „Der Boss (der im Alter von zehn Jahren anfing und seit 30 Jahren dabei ist) demonstriert einem Anfänger (der offenbar neun oder zehn ist), wie es geht.“ Im März 1911 öffnet die vierjährige Mary in Dunbar, Louisiana, zwei Töpfe Austern am Tag. „Kümmert sich um das Baby, wenn sie nicht arbeitet. Der Boss sagt, nächstes Jahr werde sie so regelmäßig arbeiten wie der Rest. Die Mutter ist die schnellste Austernöffnerin hier. Verdient 1,50 Dollar am Tag. Arbeitet teilweise mit ihrem kranken Baby im Arm. Vater arbeitet in den Docks.“ Im Juli 1915 beginnt die dreijährige Hilda ihre Arbeit auf einer Zuckerrübenfabrik in Wisconsin. Über die fünfjährige Edith sagt im September 1913 ihre Tante: „Sie ist eine gute, zuverlässige Baumwollpflückerin, arbeitet den ganzen Tag“ auf der Farm von H. M. Lane in Bells, Texas.

Das NCLC wollte zeigen, dass Kinderarbeit eine moralische Schande war, welche die Gegenwart zerstörte und die Zukunft verbaute. Doch erst als ihre Argumente durch Bilder belegt waren, wurden sie ernst genommen. Die Reformatorin Florence Kelly (1859-1932) formulierte: „Die Kamera ist überzeugend.“ So verzeichnete Hine Erfolge: In der Zeit, in der seine besten Arbeiten entstanden, verbesserten sich durch die Macht und die politische Wirkung seiner Bilder die sozialen Bedingungen.

Immer blieb die Industrie sein Spezialthema. Er entwickelte ein fotografisches Genre, das er „Arbeitsporträts“ nannte, und legte eine umfangreiche Dokumentation der industriellen Produktion in Amerika an. In diesen Zusammenhang gehört auch der Auftrag, den Bau des Empire State Building fotografisch zu begleiten, welchen Hine 1930 erhielt. Das Projekt dauerte ein halbes Jahr. 1932 veröffentlichte Hine den Bildband „Men At Work“, in dem er seiner Faszination für die menschliche Beherrschung der Natur mithilfe der Technik Ausdruck verlieh. Das Gegenteil seiner sozialkritischen Dokumentationen!

Immer wieder waren Grafiker und später Fotografen wie Hine bestrebt, soziale Zusammenhänge in Mappenwerken oder Serien festzuhalten. Das gilt für August Sanders (1876-1964) „Menschen des 20. Jahrhunderts“, für die Begründer der Industriedenkmalpflege Bernd (1931-2007) und Hilla Becher (1934-2015) mit ihren Typologien sowie für Edward Steichens (1879-1973) „Family of Man“, die er in den 1950er-Jahren für das Museum of Modern Art in New York zusammentrug. Sein Credo lautete: „Die Aufgabe des Fotografen ist es, den Menschen den Menschen zu erklären und ihm zur Selbstkenntnis zu verhelfen.“

Alle diese Bilder sind eindringliche Zeitdokumente – doch am meisten berühren nach wie vor Hines Fotos der ernsten und müden Kinder. „Mag ja sein, dass die Sklaverei vorbei ist. Aber das hier ist schlimmer“, zitiert der Fotograf Mrs. Maishell, Mutter von fünf Kindern, in Bay St. Louis, Mississippi, im Juli 1909. „100 Jahre später sind diese großartigen Fotografien vom Leid der gepeinigten Kinder in stickigen Fabrikhallen, in den Minenschächten, auf den Baumwollfeldern von Atlanta immer noch von beklemmender Aktualität“, resümiert Jean Ziegler, Vizepräsident des Beratenden Ausschusses des UN-Menschenrechtsrats, im Vorwort zum vorliegenden Fotoband mit seinen aufrüttelnden Schwarzweißfotografien. Denn noch heute sind die Arbeitsbedingungen im Bergbau vieler Länder miserabel. Nicht von ungefähr wurde der Begriff „Blutdiamanten“ geprägt. Und Kinderarbeit ist leider weiterhin noch weit verbreitet. Niemand, der sein Smart-

phone in die Hand nimmt, würde vermuten, dass ein Teil davon aus Kinderhänden stammt, die in der Dunkelheit selbst gegrabener Stollen mit primitiven Werkzeugen schufteten. Wohl zu Recht wirft die Menschenrechtsorganisation Amnesty International allen großen Smartphone- und Elektronikherstellern vor, dass ihre Produkte mithilfe von Kinderarbeit hergestellt werden.

*Dr.-Ing. Eckart Pasche, Willich*

## DER ANSCHNITT

Herausgeber:  
Deutsches Bergbau-Museum Bochum  
Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

Vorsitzender des VFKK-Vorstands:  
Dr. Heinz-Werner Voß

Vorsitzender des VFKK-Beirats:  
Bergassessor Dipl.-Kfm. Dr.-Ing. E.h. Achim Middelschulte

VFKK-Geschäftsführer:  
Museumsdirektor Prof. Dr. rer. nat. Stefan Brüggerhoff

Schriftleitung:  
PD Dr. Dietmar Bleidick

Editorial Board:  
Prof. Dr. Stefan Brüggerhoff, Dr. Lena Asrih, Wiebke Büsch  
Dr. Michael Farrenkopf, Prof. Dr. Rainer Slotta, Prof. Dr. Thomas Stöllner

Wissenschaftlicher Beirat:  
Prof. Dr. Jana Geršlová, Ostrava; Prof. Dr. Karl-Heinz Ludwig, Bremen;  
Prof. Dr. Thilo Rehren, London; Prof. Dr. Wolfhard Weber, Bochum

ISSN 0003-5238

Anschrift der Geschäftsführung  
und der Schriftleitung:

Deutsches Bergbau-Museum Bochum  
Am Bergbaumuseum 28 - 44791 Bochum

Kontakt:

Geschäftsführung (02 34) 58 77-112  
stefan.brueggerhoff@bergbaumuseum.de

Geschäftsstelle (02 34) 58 77-113  
sabine.birnfeld@bergbaumuseum.de

Schriftleitung (02 34) 968-4103  
dietmar.bleidick@bergbaumuseum.de

Einzelheft 9,- €, Doppelheft 18,- €; Jahresabonnement (6 Hefte) 54,- €  
kostenloser Bezug für die Mitglieder der Vereinigung (Jahres-Mitgliedsbeitrag 50,- €)

Layout: Rolf Krause

Gesamtherstellung und Versand:  
Bonifatius GmbH Druck – Buch – Verlag, Paderborn

